

Die Angst vor der Leere

Autor(en): David Wohnlich
Quelle: Basler Stadtbuch
Jahr: 1999

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/f6bac01b-5045-4372-97cd-0422d2910d84>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

Leere im Stadtraum

David Wohnlich

«Vermutlich ist [...] die Leere gerade mit dem Eigentümlichen des Ortes verschwistert und darum kein Fehlen, sondern ein Hervorbringen», schreibt Martin Heidegger in: «Die Kunst und der Raum». Ein Architekt, ein Bildhauer, ein Maler und ein Komponist fanden sich zusammen, um über die Leere im Stadtraum nachzudenken.

Wer über Architektur nachdenkt, denkt zunächst über Bauten und Bauen nach. Das geläufige Wort «Architektur» bezieht sich auf die Art, in der sichtbares Material organisiert ist. Das Ausbleiben von Material scheint sich einer architektonischen Betrachtungsweise ganz zu entziehen.

Der Architekt Rolf Furrer hat Bauten für den öffentlichen Raum entworfen: Tramwartehäuschen, Plakatsäulen. Über die ästhetische oder funktionale Qualität dieser Bauten wird diskutiert; manche finden sie schön, manche nicht, manche haben sie noch gar nicht wahrgenommen. In jedem Falle geht es um die vorhandenen Bauten, nie um den leeren Raum, der entstünde, fehlten sie. Selbst die Nichtwahrnehmung bezieht sich auf Objekte.

Selbstverständlich braucht der öffentliche Raum eine so-

genannte «Möblierung» – die Leute möchten nicht nass werden, wenn sie aufs Tram warten, sie möchten sich hinsetzen können, wenn sie müde sind, sie möchten das gebrauchte Papiertaschentuch, anständig, wie sie sind, nicht auf den Boden werfen, sondern in einen Papierkorb. Rolf Furrer baut in Basel Objekte, auf die all diese Bedürfnisse gerichtet sind – und hielte gleichzeitig deren Nichtvorhandensein für die architektonisch sinnvollere Lösung. Um dieses Dilemma aus dem hermetischen Raum ausschliesslich architektonischer und somit traditionell objektbezogener Überlegungen herauszuführen, lud Furrer drei Künstler zur Diskussion über den Verlust der Leere im Stadtraum ein: den Bildhauer Christof Rösch, der bereits bei der Entwicklung der Wartestellen mitgewirkt hatte, den Maler Guido

Nussbaum und den Komponisten David Wohnlich. Das gekürzte Gespräch tritt in seiner ganzen Assozietät als laterales Denkbassin an die Stelle eines linear gebauten «logischen» Artikels, den es – darüber waren sich alle am Gespräch Beteiligten einig – zu diesem Thema nicht geben kann.

Leere als architektonischer Raum

Rolf Furrer: Im Entwurf zum neuen Bau- und Planungsgesetz Basel-Stadt richten sich die meisten Artikel an Objekte. Der Freiraum, die Leere kommt kaum vor. Natürlich ist die Raumplanungskommission keine Fachkommission, und dem Bedürfnis der Architekten, ihre Vorstellungen einzubringen, wird selten entgegengekommen. Das ist einerseits verständlich; so ein Gesetz muss politisch korrekt erarbeitet werden, und folglich wird streng darauf geachtet, dass nicht irgendwelche Partikularinteressen durchs Hintertürchen Eingang finden. Aber die politische Korrektheit hat ihren Preis: Sie lässt nichts anderes zu als ein Politikergesetz. Und das kann Partikularinteressen nicht aus-

schliessen, sondern nur verschieben: der öffentliche Raum wird vereinnahmt und zunehmend zerstört.

Städte von morgen

Christof Rösch: Die ideale Stadt ist nicht mehr realisierbar. Stadtplanerische Fragen beschränken sich auf kleine Räume, auf Reparaturen, wenn man so will. Den utopischen Stadt-Entwurf gibt es nicht mehr. So sind wir auch mit anderen Begriffen konfrontiert als mit einem idealen, puristischen Stadtbegriff. Wir haben es mit zeretzten, fragmentierten Situationen zu tun. Innovation richtet sich auf die Auseinandersetzung mit dem Vorhandenen als Voraussetzung für neue Qualitäten – auch historische Gegebenheiten können Quelle für Neues sein.

Rolf Furrer: Christof Rösch der Klassiker hat gesprochen.

Guido Nussbaum: Ich möchte den Begriff der «Stadt von morgen» dennoch aufrechterhalten – er weist auf die Hoffnung, doch noch planen zu können, nicht alles der marktwirtschaftlichen Dynamik ausliefern zu müssen. Pläne müssen ja nicht diktatorisch sein; sie können diskutiert werden. Stadtplanung ist eine demokratische Angelegenheit. Das heisst keineswegs, dass die Stadt dann durchschnittlich wird, ich meine nicht die simple Demokratie der Nutzer, sondern den Einbezug aller kreativen Kräfte. Grosse Visionen gibt es immer wieder. Ihre Verwirklichung scheitert aber an handfesten politischen Bedingungen – man investiert kein Geld in eine Vision, die ihrerseits kein Geld einbringt.

Immobilie Möblierung

Christof Rösch: In Denkprozesse zur sogenannten Stadtmöblierung müsste der Umstand einfließen, dass es sich bei einem Möbel schon vom Begriff her um etwas Mobiles handelt – im Gegensatz zur Immobilie, dem Bau. Die Bauten bilden architektonische Systeme; Möblierungen können wie ein System im System funktionieren.

Rolf Furrer: Für mich ist das Thema Stadtmöblierung eine Zwickmühle – einerseits entwickle ich Stadtmöblierung, andererseits fände ich die beste architektonische Lösung oft das Fehlen von allem, was den Raum verstellt. Wichtig ist mir nicht, konkret einen leeren Stadtraum verwirklichen zu wollen, sondern mit dem Bewusstsein vorzugehen, dass eine Lösung ohne Möblierung architektonisch die beste wäre.

Christof Rösch: Marktstände zum Beispiel sind echte Mobilien. Sie müssen zu einem bestimmten Zeitpunkt weggeräumt werden, und sofort ist der Platz anders konnotiert.

Verlust des leeren öffentlichen Raumes

Rolf Furrer: Ich vermisse an vielen Orten in Basel die Spannung zwischen dichter Bebauung und Leere – wo keine Leere ist, werden auch Bauten nicht wahrgenommen.

Christof Rösch: Leere, wie es sie in italienischen Städten gibt, die Spannung zwischen voll und leer, zwischen Weite und Enge, Ruhe und Bewegung. In Basel ist ja eigentlich alles voll, obwohl auch Baslerinnen und Basler von der Weite und Leere der italienischen Piazze schwärmen und davon träumen, ein Traum, der sich in Basel jeweils am Abend vor dem Morgestraich verwirklicht.

Guido Nussbaum: Ganz gut kann man die Leere jetzt im Zürcher Hauptbahnhof erfahren; dort hat man es geschafft, das ganze Zeug hinauszuräumen. Das ist ein gutes Erlebnis, eine grosse Geste. Natürlich ist dafür jetzt alles unterhöhlt, die Möblierung ist in den Untergrund gegangen ... Vielleicht ist die Sehnsucht nach der Leere, nach der weiten Leere in einem in jeder Beziehung kleinräumigen Land wie der Schweiz besonders verständlich. Höhe und Leere können wir in den Bergen erleben; vielleicht lieben wir sie deshalb so.

David Wohnlich: In der Musik ist der leere Raum die Stille. In der Barockzeit stand die Generalpause als rhetorisches Zeichen für den Tod. Plätze waren

einst auch rhetorische Zeichen: Der Marktplatz, der Richtplatz, der Schiessplatz. Ich glaube, dass die rhetorischen Mittel sowohl im Städtebau als auch in der Musik beinahe aus dem Bewusstsein verschwunden sind. Analog zu Pasolinis Begriff des <Theaters des Geschwätzes> könnte man bei der Verzettelung der ursprünglich definierten Räume, bei der Homogenisierung der Formen von <Architektur des Geschwätzes> reden.

Rolf Furrer: Dazu tritt die Privatisierung des öffentlichen Raumes. Autos sind private Objekte, Plakatwerbung ist ein Instrument der privaten Wirtschaft. Der Privatraum besetzt zunehmend den öffentlichen Raum.

David Wohnlich: Ja, Autos sind private Objekte, und ein jedes trägt als Statussymbol seine private Botschaft in den öffentlichen Raum, diffundiert, was von dessen rhetorischer Aussage noch spürbar wäre.

Guido Nussbaum: Wir haben ja gestaunt, als Rolf uns den Katalog der Firma Decaux zeigte – dass da eine privatwirtschaftliche Familienfirma weltweit Städte möbliert, also eine Aufgabe erfüllt, die wir gefühlsmässig der Kompetenz der öffentlichen Hand zuordnen.

Christof Rösch: Die Freizeitgesellschaft möbliert Stadträume, die noch nicht mit der Freizeitgesellschaft gerechnet haben. Parkplätze, aber auch Strassencafés und Läden, die Waren auf die Trottoirs stellen, kommen Bedürfnissen entgegen, die vielleicht nicht unsere sind. Uns aber suggerieren, die unseren zu sein. Ich wünschte mir offenere, nicht so überinformierte Räume – bunte konsumgesellschaftliche Informationen werden andauernd an mich herangeworfen. Ich möchte den leeren Raum geistig füllen können; dies wird mir verunmöglicht. Der öffentliche Raum sollte Projektionsfläche sein – so, wie meine Skulpturen Projektionsflächen sind. Die Verstopfung der Räume ist auch eine kulturelle Verstopfung – physisch gebaute Räume kommunizieren ständig mit meinen inneren

Räumen, mit den Räumen des Körpers. Das beginnt bei den Kinderspielflächen, die mit hässlichen Bauten möbliert sind, und setzt sich auf den Schulhausplätzen fort. Und nachts sind die Plätze mit Licht verstopft. Natürlich gibt es auch Gründe dafür, Plätze nachts zu beleuchten, aber ich kann keinen nächtlichen Platz mehr erleben.

David Wohnlich: Ein anderer Aspekt der Privatisierung öffentlicher Räume ist das Verschwinden der traditionellen Stadtbereiche. Es gibt keine scharfe Trennung mehr zwischen Akropolis, Agora und Oikos. Per Internet lade ich mir die Welt ins Oikos, per Selbstdarstellung besetze ich die Akropolis, zum Beispiel die Elisabethenkirche. Die Basler Kaserne heisst zwar noch Kaserne, ihre ehemalige Reithalle Reithalle. Aber die ursprüngliche Bedeutung ist theoretisch geworden. Die Räume sind nicht mehr historisch konnotiert; sie sind formal geworden. Für mich ein befreiender Umstand.

Rolf Furrer: Sicher, eine gesellschaftliche Grundlage für die Lebensform Stadt gibt es bei uns heute nicht mehr. Das schafft uns ja gerade die Möglichkeit, grundsätzliche Gedanken darüber anzustellen, was eine moderne Stadt sein könnte. Unter einer Strukturierung, die zeitgemäss ist, verstehe ich: Verdichten am einen Ort, leeren am anderen, vor allem im öffentlichen Raum. Unsere Ausnutzungsziffern sind für eine moderne Stadtplanung ein untaugliches Instrument. Die Städte verschwimmen in die Agglomerationen hinein, diese Ausdünnung der Stadt nach aussen wird aber im Inneren des Stadtraums nicht kompensiert. Die hochinteressante Spannung zwischen verdichtetem und entleertem Raum würde eine zeitgemässe Stadtsituation schaffen. Diese Einsicht ist vielen Architekten inzwischen geläufig.

Guido Nussbaum: Ich glaube, dass das Erleben der physischen Präsenz in einem konkreten öffentlichen Raum ein Bedürfnis ist, das weiter besteht – das Bedürfnis nach Stadt ... Ich möchte <in die Stadt gehen>.

Horror vacui

David Wohnlich: Christof, du hast deine Sehnsucht nach dem leeren Raum geschildert, nach dem uninformierten Raum. Der Schrecken der Leere wäre demnach für dich gar kein Schrecken, vielleicht eher eine Frage?

Christof Rösch: Ich glaube sogar, dass man den Horror vacui künstlerisch nutzen kann – das schliesst nicht aus, dass man ihn umkehrt und vielleicht eine Arbeit macht, die den Raum verdrängt, so dass man ihn gar nicht mehr betreten kann. Wesentlich ist, dass die physische, materielle Präsenz von Räumen eine andere Bedeutung bekommt in dem Masse, in dem wir Illusionsräume schaffen.

Guido Nussbaum: Aus der heutigen Sicht wünscht man sich schon häufiger einen leeren Raum, allein schon, um das marktdiktatorische Element, das unsere Räume prägt, wegzubekommen. Andererseits ist die Leere ja ein theoretisches Konzept, ein schwarzes Loch, ein Nichts, und das ist ein öffentlicher Raum nie. Es geht darum, dass Räume nicht besetzt sind und sich deshalb kreativ, gedanklich besetzen lassen –

David Wohnlich: – wie im Gedicht «Meeres-Stille», das aus der Vorstellung heraus entstanden ist, dass buchstäblich nichts geschieht –

Guido Nussbaum: – ungefähr so, ja. Natürlich ist auch die Leere architektonisch gefasst, durch eine Fläche, durch einen definierten Raum um die Leere herum.

Guido Nussbaum: Ich frage mich, ob der Horror vacui eine existentielle Angst ist, Todesangst – ich glaube, es ist ein angelernter Reflex. Die vielbeschworene Angst des Malers vor der weissen Leinwand ist etwas anderes – er wird ja etwas damit machen.

Rolf Furrer: Ich weiss nicht, ob es der Horror vacui ist, der uns Räume verstellen lässt. Jedenfalls war die Vorstellung, dass bestimmte Räume leer bleiben

müssen, einmal ganz fest verankert in vielen Kulturen und Gesellschaftsformen, und heute ist sie es an den entscheidenden Stellen und vielleicht auch in der Öffentlichkeit nicht mehr. Dass die Leere als Qualität des öffentlichen Raumes wichtig war, zeigt sich beispielsweise in rigorosen Marktordnungen, die vorschrieben, dass zu einem bestimmten Zeitpunkt alles geräumt sein musste.

Christof Rösch: «Räumen» heisst ja dem Wort nach: «Raum schaffen». Ich würde gern einmal eine Arbeit machen, die Raum, die Skulptur durch Weglassen erzeugt.

Rolf Furrer: Raum schaffen für anderes, ja, für andere gesellschaftliche Gruppen. Ich halte es für notwendig, den Wert der Leere in das Bewusstsein der Menschen zurückzurufen, auf ihn aufmerksam zu machen.

David Wohnlich: Alle Schulen klagen über Raumknappheit. Für einen polyvalenten, unbesetzten, undefinierten Raum gibt es keinen Raum. Die Bühne der Aula am Gymnasium Oberwil wird als Schulzimmer genutzt.

Rolf Furrer: Genau das ist es ja – unser Alltag wird von genutztem Raum bestimmt. Als Architekt kenne ich natürlich die ungenutzten Räume so gut wie die genutzten. Architekten arbeiten im Grenzbereich zwischen Leere und Fülle. Es ist menschlich notwendig, den Wechsel des Aggregatzustandes von «leer» zu «bebaut» – und umgekehrt – zu erleben. Der leere öffentliche Raum muss als Qualität verstanden werden, nicht als das Fehlen von etwas. Nochmals: Im Spannungsfeld zwischen Verdichten und Leerlassen verwirklicht sich die moderne Stadt.